238

P. o. germ. 2028 y/7

<36615959490012
<36615959490012
Bayer. Staatsbibliothek

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

VII.

Kritiken.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Siebenter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

Wb/51/552

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck der Campeschen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

La Morale appliquée à la Politique. Par Jouy 1
Aristokratismus 11
De la peine de mort en matière politique. Par Guizot..... 19
Cooper's Romane 23
Nouvelles lettres Provinciales............................ 31
Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg u. s. w. von Stille. 52
Zeitgenossen.. 57
Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf................... 65
Die gute Sache, von Steffens.............................. 69
Lettres sur la Suisse. Par Raoul-Rochette................ 79
Les Cabinets et les peuples. Par Bignon................... 90
Les Loisirs d'un Banni, par Arnault....................... 93
De l'Education, par Madame Campan 96
Der Mord August's von Kotzebue. Von Fouqué 80
Humoral-Pathologie 104
Gelasius, von Maltitz..................................... 113
Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst geschrieben 127
Irländische Erzählungen 131
a. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Rabbé. b. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Simonot.................. 135
Fortgesezte Reise nach Hammelburg 147
Histoire de la Révolution Helvetique, de 1797 à 1803; par Raoul-Rochette.................................. 149

Seite

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels 158
Islaor, oder der christliche Barde. Von Salvandy 160
L'exalté. Par Picard 163
Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von Pouqueville 169
Der ewige Jude 176
Les Pyrénées et le midi de la France. Par Thiers 243
L'art de faire des dettes 246
Ueber Etwas das der Heilkunst Noth thut. Von Windischmann 248
Lettres sur la toilette des Dames. Par Mad. Voïart 260
Die Serapions-Brüder. Von Hoffmann 271
Résumé de l'histoire de France, par Bodin 282
Voyages des frères Bacheville 286
Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Stiebel 289
Histoire de la Révolution Française, par Thiers 293
Les diners du Baron d'Holbach. Par Mad. de Genlis 302

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par C. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legations-Räthe, Gesandtschafts-Secretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche Alle, wie bekannt, große Menschenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren, die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; die schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verstehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht;

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

diese zierlich gekrausten Haare; diese Halsbinde, deren Schleife, in weniger, als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Gesicht, könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verständig urtheilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidnen Handschuhen aus, und ist so grob, als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur seyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, l'Eremite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb, und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte, und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond

mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, giebt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben, und als König manchmal nach seinen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große, wie für kleine Flächen; als

würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kautz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsezt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man sich billig wundern. Aber die Gedankenwäch-

ter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können, die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen, ist auch von den Griechen die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: «Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die welche sich vertheidigen werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt..... Sachte, sachte, hätten ehemals barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft seyn,

daß er niemals in der Folge, der Ausführung der großen Pläne unsers Ehrgeizes, irgend ein Hinderniß in den Weg stellen könne..... Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr sie retten könntet!... Sachte, sachte, hätten andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht seyn, welch ein Maaß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verschwinde, denn im Aegeischen, wie im Jonischen Meere, sollen nur brittische Segel wehen..... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Christus kämpfen, ist baarer Gewinn.» — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmereien hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet, und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie verwickelt die

griechische Sache ist, und mit wie vieler Delikatesse sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. « So bald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei, und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von aussen durch einen fremden Eroberer, von innen, durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hülfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, so bald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proscriptionstafeln

gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu schieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen, und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus, zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen;

dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesezt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhundert länger schleppen, oder sie selbst zerbrechend, sich unverdient, Aufrührer schelten lassen.»

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung, wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. «Wir sahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrie-Schulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gothischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eif-

rig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler, waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen, wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge, und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche bedürftig zu seyn, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen, an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechts-Erfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler, Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten, und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen.»

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversations-Lexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: Die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts, werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht seyn, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hector, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hectors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena, und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener, und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine Post gemacht hat, das Conversations-Lexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch, in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des neuen Conversations-Lexicons angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra, über das darin befindliche Hebräische, Griechische und Lateinische, ärgerlich den Kopf geschüttelt — als Inhaber zweier Rothschilder-Loose, sich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch jeder, der nicht taub sey, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel Aristokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehrten Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser, stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verstand

ihn wieder nicht. Da sezte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches, wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn wer keinen Kopf hat, dem kann er nicht schmerzen. Aus Furcht mißverstanden zu werden, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, sie rappieren blos, und die Spitze ihres Eisens ist aufs vorsichtigste mit einem ledernen Wulst umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jezt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht euch, und laßt Dämmerung seyn! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urtheilen, aber das ist die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie, keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch

theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adels-Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes-Aristokratie, und mit Hitze die Beamten-Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts-Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jezt die Völker fordern, im Gegentheile, sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes-Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maaßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistes-Aristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen

klug zu seyn, und auf ihre Art klug zu seyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menschheit ist um der Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwicklung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jezt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus, sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jezt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren Grund

hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien, und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: «Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch seyn.» Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseyns zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sey, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: «Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sey, und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä be-

hauptet.» Zachariä hat Recht, und der Verfasser hat Unrecht. Der Gesammtwille des Volkes ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine factische. Und wenn Sokraten und Platonen den Scepter führten, sie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist die Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze, können Moral, Politik und Egoismus, sehr friedlich nebeneinander bestehen. Uebrigens soll man nicht von Irrthümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sey dumm, und müsse wie Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistes-Reichthum, nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und

in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimniß sey, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! die Lehre des alleinigen Gottes ist jezt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige, und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze, sagte er zum Volke, welches: es lebe der Kaiser schrie; «ja, laßt nur euren Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.» Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die andern alle hießen, auch von Rechtswegen erschossen. Ihr

*

Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben, und unter Jubelgesängen herumgetragen; — Moutarde après diner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren guten Freunde haben sich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der Königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jezt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche: aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu seyn. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist... Seit dreißig Jahren mußten so viele Tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord

ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon, von Hütte zu Hütte, von Pallast zu Pallast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber ob das ein Verbrechen sey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen, verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort, rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit, das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese leztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagsessens am Abende verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt: dann habt ihr beide euern Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jezt darf ich das Wort wohl gebrauchen?

IV.

Cooper's Romane.

Es sind jezt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister, mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume, und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Göthe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden sind? Wir haben

keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen, und Dienstgebornen Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gefach-Leben, verlassen nie den Stand und die Zunft in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begiebt; denn man muß andere kennen lernen sich selbst zu kennen. Die Eilwagen auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben, früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt,

und wir haben — keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sey es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiser Augustus der Schelm, sagte, als er einst bei Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir Deutsche Romane lesen. Rothe Augen, kurzer Athem, und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faust-Wehen, die Künstler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank, und buchstabirt jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher

Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer, und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adlige Dichter sind herablassend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinzt sauerer Wein, die Aemter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen, und stirbt am Wonne-Schlag. Pfuy! lieber eine alte Maus seyn, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeischaffe. Doch was liegt

daran? Es giebt nichts lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es ist nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger seyn als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Washington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten, auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deuschen Uebersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem

Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesezt. Es ist ein Titel wie ein Anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten sie geschrieben: «Seine Excellenz der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper» — man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erstere steht so weit über dem Andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordne, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es freilich, so bald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige, verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er der Freiheit huldigt, da

verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit. Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich, wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden, sind kenntlichen Ausdrucks, und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren, durch einfließende Nervenschwäche, und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie in Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger, ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmuzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der

hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris 1825.

Stellte man einen Unkundigen, unbelehrt, auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkriegs beobachte, und davon Rechenschaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sey? — würde er berichten, was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sey, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er

hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage, befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich alles ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast, wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die einen täuschen sich über das, was sie wollen, die andern sich über das was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil sie ihre Kraft verbrauchen, und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren, und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegsgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist alles verwirrt und verwirrend und erst der Friede wird uns belehren, über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Saamen der Familienzwist auch entsprossen seyn mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes theilt: es sey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen, und eine höchste Vernunft, in der alle gute Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe die die Gegenwart der Zukunft giebt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, so lange er in friedlichem Genusse, wie keiner an seine Gesundheit, so lange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien, und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie

dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu theilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die andern sagen, es streite sich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung, genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht seyn, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jezt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen solle aufhören, die Herrschaft der Gesetze solle seyn. Aber wo gäbe

es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren gesetzlich, von dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer gesetzlich gehangen. Was gewinnen sie dabei? Ist es oft nicht wünschenswerther der Willkür eines Tyrannen Preis gegeben zu seyn, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die Volkssouveränität von der man sagt, sie sey hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft seyn, ist es besser sie ist in den Händen eines Einigen, als in den Händen Vieler, besser sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann seyn, und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben, kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenschaften und alle gu-

ten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle seyn, woraus das Verderben, eine andere woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer, zum breiten alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber diese sechs Worte lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt seyn müsse; ob sie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werden, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht ob die Gesetzgebung von dem Fürsten, oder von dem Volke, oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht ob die freie Willkür der Herrscher,

oder das Gesetz solle walten; nicht ob Gleichheit oder Vorrecht solle seyn; nicht ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren, und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck, oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV. sagte: L'état c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn theilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte, und die Meisten unserer Zeitgenossen theilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt, oder verstüm-

melt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die Spartanische Verfassung lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preißt man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre o p f e r t e sie, er s c h l a c h t e t e sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber

und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der Republicanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun was Bessieres gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sey es das Volk, sey es der Fürst.

Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht gewollt, sie haben es ohne Bedacht gethan, sie waren dem Triebe ihrer Natur blind gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt, gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Ueberzeugung folgt erst auf die That. Es ist zu untersuchen, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung, oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Theilnehmern, oder sollten diese

jener dienen? Sollten die Glieder den Körper, oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hierin im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte die in jedem Menschen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß sie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menschen Thaten überdauern seine Thätigkeit; der Mensch stirbt, ehe alle seine Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genossen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, erbt der Ueberlebende den Todten. Er spinnt den Faden fort der dem Gestorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunsch ging als Saame in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat, und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen.

Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch welcher ist, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur war oder wird, ist ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menschen zur Entwicklung kämen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere verschlinge, daß kein Mensch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menschen beschränkt werden, durch Maaß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich, mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise, durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit, je nach

Bedarf, verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit, oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig seyn sich überflüssig zu machen, oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt seyn müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur Gesetzlichkeit erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen ...... doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden, gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit seinem düstern Blicke, der

Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich, dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen wir nur froh seyn, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doctoren seyn und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus, und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mun-

det und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt, als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht seyn! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr, als die Missethäter eingeschüchtert. Zum stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen, oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthülfe ist verboten — sie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert?

Nur Freiheiten wurden verlangt und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte seyn, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das brittische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen, und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt, und doch ist nur die Herrschaft eine!

— Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen, die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten, die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten seyn, jede Zeit war gut, alles war gut zu seiner Zeit; kein Uebel war ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch den das Mögliche macht und

auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das Alle mit einander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich, im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet, und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt, und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit

erzogen, und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die Europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie, oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte die älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos unter einander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt sein sollte steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von aussen, und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergraben verpesten sie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jezt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuser

und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besizt, die Hauseigenthümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedlen Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden seyn — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt, oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und thue

was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urtheil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht, und hat sein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: « La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore. » Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: « ... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre. » Das ist sehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Li-

beralen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie Herrnlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder andere seine andere Meinung sagen. Doch

wir alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick seyn möge: wir müssen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen, oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre die alles irdische Daseyn umgiebt — auch mit der besten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Barschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. «Eure Wanderbücher, sagt die kritische Ober-Vormünderin, enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch

steht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen!» Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu seyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns, sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte gemeinschaftliches, und was sie ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren, als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde

drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verplüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannichfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche, und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftsumme. Was bleibt uns dann übrig als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten seyn — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Ge-

danken kräftig, und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu seyn, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam zu sterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland giebt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamten und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen

giebt es wenigstens eben so viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht

sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie, von sich und ihren Thaten, den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und das des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Daseyn der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen, bald durch kühle berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme, der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen, von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen, nicht blos durch sein äusseres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geschäften, muthig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rathe — so war Albini, eines Deutschen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt.. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jezt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit der man ihn hingab, untergrub

seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art, werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. — «Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.» So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen: in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden, liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald schmerzliche Rührung, das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — «Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und

in allen Proclamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, — man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mystizismus, der in Werners Gemüthe lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt,

da — war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.»

Wirksamer als die Inbrunst von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung seyn, um noch viele so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz «ein leeres taubes Gebäude» und die gesunde Vernunft «ein ohnmächtiges Ding» sey. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung die mit Entsetzen, — nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die sie lehrt, das ist die Fäulniß. Nur wer krank ist an Geist und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch giebt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine

Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne, mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es seyn müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte seyn, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf. Frankfurt am Main. Andreäische Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit, bestand darin: daß man jedem einzeln Bürger weiß machte, er sey sehr schwach und krank, und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und

ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern, ist diese Heilung, die sie außer Dienst sezt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft giebt, aber den Besitzern der Kraft, den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum sehr verhaßt, und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst, werden in der angezeigten Schrift, unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben, der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. «Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.» .. «Der Furchtlose weigert sich weit seltner des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.»

«In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.» ... «Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der

Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.» Widerlegt das, wenn Ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sey, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte, noch ahnete, haben die Bürger gleich Münzen einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth, und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maaß unseres innern Gehaltes, angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur

durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. «Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staat anheim; ist er verehlicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amt vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt.» Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig seyn sollen.

IX.

Die gute Sache, von Henrich Steffens. Eine Aufforderung zu sagen, was sie sey, an Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers lezte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft-neckendes zu liegen, aber es scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke, oder verwundendem Spotte. Die Begegnisse in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sey, und sind lüstern darnach, aber plump und schwer-

fällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an todten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie sie um die Mittel, den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache, eine soldatische Zucht eingeführt, und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen seyn, als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, so lange er den Willen Anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert Ihr ihn, warum scheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er

kann irren (und er that es stark); aber was Irrthum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: «Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun streben.» Darum muthiger Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das ist verzeihlich, so lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten seyn. Von dieser Thorheit sind sie wohl zurück gekommen, und es ist ihnen jezt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders sey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens

eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die «Fichtische» (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg, demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philosophie; so fertigt sie in der Literaturzeitung ab, und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen; denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe «das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt,» und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter andern sagt: «Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseyns, und mit dieser die Freiheit.» Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter, und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht be-

kümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Todten.

«Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser) der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist ..... jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen.» Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie seyn. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten giebt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sey. Denn (sagt er mit Recht) es «dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern.» Aber das, was Diese und Jene die gute Sache nennen, sey nichtiger Art. «Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflösung aller geselligen Bande befürchten, nennen das, was sie erhalten wollen, die gute Sa-

che, wie sie es an und für sich allerdings ist.» (Wirklich? Also Zucht, welche eine, aus Furcht vor Züchtigung, befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) «Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache.... Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß.»

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache giebt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens, ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt, und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sey. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche

der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herum späht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten, und zu befestigen ist; warum bemühen sich die Gläubigen, die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdische kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mittheilen, sie Theils bestreitend, Theils dem Urtheile der Leser überlassend.

« Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates, ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben. » Mir erscheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu seyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten

Stände, welche die Zeit, oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

«Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.» Wahr; aber eben darum keine Zünfte, und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich seyn. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte, und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem, ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

«Zensur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.» In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

«Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.» Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt seyn könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

«Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Aner-

kennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.»

«Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestättigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung, christliche Theokratie.»

«Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus.» (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

«Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung.»

«.... nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseyns zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden.» Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke

redet der Verfasser, das in thörichten Versuchen seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen thörichten Versuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über alles gern. Für uns mageres gerupftes Volk, das sich seine funfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht, und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die alles dürfen, was sie wollen, alles wollen, was sie können, und alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pen-

sylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutscher zu seyn, und ein Bürgersmann der sein Auskommen hat, und ein gescheuter Mensch, und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde seyn, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisende durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasmin-Laube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees, zu Butter zerfließen, aus der das Augen-Netz des Lesers mit Noth etwas solides fischt! Das Herz eines ächten Mannes ist nicht ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz, nicht blos als einen Gegenstand der Landschaftsmalerei; auch die bürger-

lichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich, streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der lezte Kleinbürger, reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsetzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande, nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die

Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang, von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht, und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Zensur einen ganzen Aermel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche

anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geiste in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis, schreibt er: «Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jezt da diese frommen Schätze, im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu seyn, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren, oder ein Heiligen-Ge-

*

bein zu küssen.» — — Die demokratische Verfassung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständig und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. «Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke, die alte Staatsverfassung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch, dem Geiste unserer Zeit die an die Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist, (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!) und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat Zug, hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Haupt-Verfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herstammen.» (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürch sagt er: «Die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr

ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigenen Leidenschaften zu suchen.» (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmüthig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben.) — — «Die Walliser ehemals in Ober- und Unter-Walliser getheilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jezt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen, und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig, durch die Fortschritte die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Montey und Martigny, sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese Zehnten frei geworden. Daraus kann man schließen, daß

die Freiheit welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts, zu Rasenden und Dummköpfen umschaft. (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle sezt! Was müssen das aber für Menschen seyn, die sich mit solchen zweideutigen Komplimenten abfinden lassen!)

Jezt haben wir ein anderes Wort mit den Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besizt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern Abend. Ja großmüthig ist er sogar, er will den Deutschen nicht alles nehmen; ausgeartet, nennt er sie. Ueber die kindischen Begriffe welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher lie-

gen, als ihr Standpunct, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungeniesbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens, haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jezt fangen sie an in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahndung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: «Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!»

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften, nur die Briefe an Bonstetten zu kennen die in französischer Sprache geschrieben; aber gleich viel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er folgendes. «So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urtheile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und seinem Style nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen, und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und

Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller, Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstraktesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern, zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienste umzuschaffen?»... Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: «wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind, bald hier und bald dorthin führte.» —— Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei die deutsch und unter diesen dreien wäre nur einer der Deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtseyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm seyn, Böses

von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind, und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer genädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: «Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt seyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!» Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen, und

die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt.

— — — — Lies't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.

Arnault, war einer jener acht und dreißig, die, beschuldigt Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu gebehrden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft

sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich seyn! Würde einem Deutschen die Miethe aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Strasburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst nichts fehlte. Ja mancher wäre sogar im Stande und spräche wie jener verbannte Grieche: «Und ich habe sie verdammt dort zu bleiben.»

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der «loisirs d'un banni» ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube, tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungs-Spiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, selten von Werth. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den

Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schrittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht seyn, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist, und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltärisirt gern, und heuchelt Gottlosigkeit so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert, ist das Motto, das er dem Werke gegeben.

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! parâit fletrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid, unter den wilden Geten, in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Thèatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes, reichlich ersezt. Madame Campan wollte nur nützlich seyn und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alte Erziehungs-Regeln, die sie giebt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten, denn die, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie in beharrliche

Ausübung gebracht, die Selbst-Erziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese, würde man in ihrer Anwendung, höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Giebt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand in eine wilde Zeit, von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung.

Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr sind, weil leichter zu-vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knabens, und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu seyn, hören sie auf Frauen zu seyn. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe wenn sie straucheln, kein Mitleid wenn sie fallen. Und sie fallen immer härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib, aus Mißgestalt in Mißgestalt, bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band des Werkes, enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht, und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit verständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die «Conseils aux jeunes filles,» bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen, Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel

sich, junge Mädchen, die zum dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder dictirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan, besonders in das Deutsche übersetzen, und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doctorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite

Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen, und einer anziehenden Novelle, sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädchen-Instituten zur Uebung in der französischen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so wie sie seyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sey tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe, früh oder spät aber unausbleiblich, irdischen Vortheil, und irdisches Glück.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XIV.

Der Mord August's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutschlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Musen reden auch kosackisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adelichen bedient. Herr Baron Fouqué, erzählt in seinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus geschrieben ist: er habe seinen Freund Z—e, der ihm «diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf,» «Hurrah!» rufen hören, und sogleich seyen «die Thränen der Thatenlust» in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sey freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen «Lieb' und Glaube.»

— — Segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften, haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die «theure Jugend Deutschlands», welche er ein «Blumenbeet» nennt, das «gediehen aus der Wahlstadt blut'gem Grund,» reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jezt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sey aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Buonapartisten freche Schaar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? — Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué, kommandirt jezt

— — „Hand aufs Herz!“ —

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:

„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?“ —

Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

— Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenseit seel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte

hat für solche Gräuel. Das Gespenst «krächzt:» Egalité! — Unité... — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerthen Mystiker, aus ihrem Somnambulismus zu wecken, und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas spät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

— — Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Todte meines Meisters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft
Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte, gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jezt aber, da er todt sey, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und

ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué giebt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, sprüzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stollbergs mir,
Sein Göthe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage, diesen seinen «Sangesspruch,» an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohlthätige Erfindung ist, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich diesen Freundesruf Fouqués beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre Euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem

Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die andern Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswuth berauschte Mörder, fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Klettersinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigene Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen das einem

Wehe that, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung, will ich einige Worte sagen. Die Ueberschrift welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke, ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor, athmet frei, und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern, um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe

ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, sondern, um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verlezt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödtlich seyen.

Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet diese. Der Geist der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke, nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen

des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mistönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott, sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine, den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht «als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anschauung des Le-

bens in all' seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Principe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu schaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel.» Kreisler hat sich selbst das Urtheil gesprochen: nicht anders ist sein eigner Humor. Ein zerrissenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an musikalischen Spielen ihre Lust finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fodert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künst-

ler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester, den Tempel den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an, und giebt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut, und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft, nur die zusammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht, seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers, sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen, stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten, noch zurück, und harren unentschlossen bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüber neigenden Zweig, als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunklen Macht, erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexicon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das anschauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft

erheitern; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sizt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr, Verzeihung gewähren, selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahndenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltitz. Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelasius, ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben, wie eine Gabel

ausgezackt und zugespizt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den der ihn führt schwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers, hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas, liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Richtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel, gehört mit seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit v o r die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels, ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also m i t dem Winde. Im Buche aber geht er g e g e n den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ih-

rer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimtem Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sey ein Eichenwald, aber das Knüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim, unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft,
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain
Jezt von wildverwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —

Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln uns'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüstverhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht,
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög'st du, theures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchen schwachen Pflänzchen stärk'res Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden

Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster seyn, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche, giebt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förster — und was man sonst noch seyn kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald seyn? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit die in den Wäldern

wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen seyn? Was ist schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe die erfreut, keine Früchte die erquicken, sie giebt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantasirenden Volke, das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirthschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sey es mit hochgeschwungener Axt, sey es mit wilden Satyrhieben

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen —

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, Jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von aussen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach aussen erweitere, so viel es mag und kann. Plazt eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt seyn. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landespracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt, als gelesen, und daß ich in meinen schönen Secunda-Jahren, über das deutsche Mittelalter zum lezten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug seyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes, immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde, sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüp-

pelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur seinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinen feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das «Sünden-Setzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden,» nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die «allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen» erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: «Was übrigens das ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht.» Desto besser für den Rezensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: «Ganze Stellen» des Buches, «die bessern»...

« besonders in der Leidensgeschichte meines Volks, » hat die Zensur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht, wie sein Rezensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: « Es war immer ein Glück ein Deutscher zu seyn, aber jezt ist es eine Ehre geworden. » Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die h. Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen, war Gelasius, als sogenannter Rebell, auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat

der Teufel zum Delinquenten, und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretair, im Norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr seyn, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig, und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen... Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Uns're Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins, sich die übrigen Neun, als Rundbauch angefüttert, und sie zur Null gemacht. Ständen alle zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die zehn bildeten mehr, als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius Studierstube. Er philosophirt, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sey der Fracht nicht werth, giebt Gelasius frei, und sagt ihm freundschaftlich: es sey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Andern:

Der Saame, den ich einst für's deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gen Throne sä'te,
Er muß erwachsen muß erblühet seyn.

Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit ... so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sizt auf dem Felsenthrone, und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben. Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Leztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie, zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen und Mehreres. Ein Lohnlakei spricht:

Ja, tränk' der Deutsche statt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas besser seyn;
Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geist's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Macaroni vom feinsten Mehle! ... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gelasius im Gefängnisse der Stadt Judaea nova. Es hätte eben so gut heißen können: sizt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jezt oft, wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tödtete aus Todesfurcht — sie zensiren sich selbst aus Furcht vor der Zensur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie einer der das Recht besizt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt,

verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder, dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schaft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geschichte des ewigen Juden, von ihm selbst geschrieben. Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus, war wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus, nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid verschlossen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie

er gethan. So dachte ich; und darum freute es mich eben so sehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen, und diese bestrafen zu können. «Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Loos; das der unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich schlafe nie; ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen.» Da hört man es!

Ist der Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Uebersetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann so viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, Andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem was äusserlich erscheint und in die Sinne fällt — von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem denjenigen was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesezt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der lezten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbon-

niere voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine Gutchenbüchse, angefüllt mit geschichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau, bei Max. 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser, ohne Eigennutz, auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt.

Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes, finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur lezten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen, ihres Glaubens Willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äusserste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten, sucht man jezt in dem neuen und gesunden Frankreich, durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu

machen. Auch daß die großen Irländischen Guts-besitzer in den Hauptstädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädiget uns für den Kunstwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer, lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde, wie folgt aus: «So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt, unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äussern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genöthigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und

jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes.» Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

XIX.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la revolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris. 1823.

2. Resumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camps. Paris. 1823.

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens gut zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter, und zugleich ein geschickter Künstler sey. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit, wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gothischen Könige verwirrte?) aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen. Diese besteht aus so mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche

hervorzustellen, und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens, die Einheit dramatisch geben, die man ihn episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspuncte aus, gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspective betrachten, und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolirten Darstellung, und der Schriftsteller der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber vielen geschehen, und darum entsezten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen, und sie wußten nicht mehr was sie sahen, noch was sie sprachen. Aber ein Geschichtschreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam seyn; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Eckel haben. Die Inquisition zu verwünschen, in hausbackener Entrüstung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt seyn; aber ein Geschichtschreiber soll kein Familienvater seyn, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er darf nur

kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte sie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, so hat Spanien alles seiner Inquisition zu verdanken. Ein Volk lebt nur so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintodt, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom, stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht, und lebte unter römischen Kaisern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahr-

hunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt, und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition, und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden, wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur, die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon, kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa, haben in Mitte allgemeiner Erschlaffung, die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind: die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Tofana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, ver-

liert das Herz. Unter den Maurischen Königen, war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich, war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas schlimmeres seyn können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher, als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter, als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die — wie die Ludwig des Vierzehnten.

Zwei große Dinge sind jezt im Werke: die Griechen werden Europa mit Asien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, diese über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch manchmal wegreißen, aber endlich wird sie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Asien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und die Mauren herüber kommen zu lassen. Solche dichterische Aengste hat freilich die Diplomatie nicht, und diese lacht wohl jezt über den Berg der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und sie ist sehr nahe diese Zeit, nahe wenigstens für

solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour sagen: après moi le déluge!

Reden wir jezt von unsern Verfassern, die die spanische Geschichte mit dem Storchschnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wissenschaftlichen Werth; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftsteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leser nicht immer zum Vortheile. Doch eine sittliche Bedeutung haben sie; ich sage Bedeutung, ich sage nicht, daß sie einen sittlichen Werth haben. Es ist nämlich höchst wichtig zu betrachten, wie man jezt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fiele es den Menschen wie Schuppen von den Augen, und als erführen sie erst jezt alte Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen, und schon viele tausend Male erzählt worden sind. Sie vertreiben die Jesuiten und ihre Lehren aus der Geschichte, sie demokratisiren, liberalisiren sie, und haben es schon dahin gebracht (was für Franzosen, welchen theatralischer Pomp über alles geht, viel ist) die Römer in ihren glänzendsten Zeiten, nicht zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren

die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf der in Spanien ausgefochten — worden, werden die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: « la grande lutte entre l'autorité, et l'examen entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale. » Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — « Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir; » kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner merkwürdigen Stände wegen ethnographisch, und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Pri-

mogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien, älter ist, als Despotie, und die repräsentative Verfassung älter, als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß repräsentative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts anderes sind, als maskirte Republiken; aber was soll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwischen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erstere, und lernt eine Maske tragen — was ja so schwer nicht seyn soll. Mit den Aragonischen Ständen aber, verhielt es sich, wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Klassen. 1. Der hohe Adel. 2. Der Ritterstand und der niedere Adel. 3. Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4. Die niedere Geistlichkeit. Kein Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände, keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht über alle Zweige der Verwaltung zu wachen, und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände um Recht zu fordern: dieses aber

nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Groß-Oberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust, und sagte ihm dann: Wir, die wir so viel gelten als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Justiza, (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht blos die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen, und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er

konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten die Instruction fortzusetzen, und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seyen. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen, und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Stände-Versammlung zu laden, und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung, Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus

hervor, daß die Spanier, nicht erst vor drei Jahren, von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse; jener schreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzosen statt arme Teufel zu sagen: hier aber wird die petite propriété des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen wie Herr Simonot gethan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust, und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke, und verurtheilt die Helden der Geschichte, ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ultra, ihr nec plus ultra hat. Dieses Werk, wie auch das Andere, erschienen als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch

schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jezt werden andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Göthe's trösten: «Was man in der Jugend wünscht, erreicht man in Alter in Fülle» — Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke, verdiente wohl in das Deutsche übersezt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, thut es den Franzosen Noth, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

XX.

Fortgesezte Reise nach Hammelburg oder meine harten Schicksale im Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig seyn, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen,

die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohl gethan! Diese vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack der eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nöthig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; alles was die neuere Kriegskunst ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend —

*

das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der Schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schildert ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten selbst, schöpfte er aus Zschokkes Werken, aus Planta, Posselts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt was hassenswürdig, geliebt was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe, die Reihen für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser die-

sen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jezt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jezt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker, als die welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, lieben Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches Volk hat seine Freiheit, seinen muthigen Sinn, seine Aufklärung,

seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt.

«...Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden herabwürdigen, welchen Gewinnst für Gewerbfleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen....» Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Re-

volutionen, wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen, als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen, und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke, dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit, waren überall die lezten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Pallästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nord-

Amerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den lezten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kanibalischer gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbste 1823!

Herr 'Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benuzt, und nicht blos von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokkes gefolgt. In der Lustral-Vorrede aber sagt er: «Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokkes von den meinigen sehr abweichen.» Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu schmeicheln, den

edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten Weiß, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: «Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte... kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen alles gleich sey.» Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftsteller, und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General — wie Berton einer war. Die kugelfesten Geister der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht ist — so verschweigt er auch manches, was er denkt aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht, und geht im dunkeln weiter.

So sagt er gegen das Ende seiner Geschichte: «Der lezte Akt dieses denkwürdigen Dramas, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr, als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwicklungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst aller Orten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie, im Schoose der ältesten Demokratien Europens, frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt.» Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die Schweizer-Aristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihn nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sey es auch unter dem Namen eines Fürsten) wird in jedem Vertheidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Vol-

kes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert, und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit, einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens, werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten?... In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée,» ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses quos ego! möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels. Aus dem Französischen. Germanien 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter, stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das «aus dem Französischen,» und das «Germanien,» seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, «gedruckt in Germanien,» Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen andern Zweck, als sich selbst, und ist so wenig rezensir- als hof-fähig, Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee Massenbach's, einen National-Pallast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der

Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süd-Deutschlands, dieses stille Land, voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme, in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimiren, doch werden die «liberalen Husaren,» die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

---

*

XXIII.

Islaor, oder der christliche Barde. Gallische Novelle von N. A. von Salvandy, verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchem sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfasser selbst nicht zu mißdeu-

ten. Dieser achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand, wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion, schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprießen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthume der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zu lassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmuth, er war ein Held und ein Weiser: aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling, mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hoch stellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens, als die erste aller Tugenden prieß. Julian verkannte das Christenthum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christenthum war als das Heil einer kranken Welt, erschienen und Julian, die Hülfe welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels ansehend, glaubte die Krankheit zu ent-

fernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu seyn: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit als Julian das Christenthum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichlend und sie vergiftend die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien, an der Küste der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode, erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté, als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn

Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber Himmel! was französische Akademiker spaßhaft seyn können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von Babylonischen Keilschriften oder andern offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut seyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechszig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben.

Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jezt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kains-Zeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten, den Schwärmer spielen; aber es ernstlich seyn, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen, und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiserlicher Höfling.

Endlich stirbt Herr Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hof-Feste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte, und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungen-Entzündung, und stirbt, nach der Fieber-Ordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltirter Mensch, hätte sich um keine kritische Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern beim Rückzuge über die Berezina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Desodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und machte unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: «Bientôt il se passionna pour l'Absolu.» Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche Universität nach der Na-

tur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rektor Müller. Diesen findet er mit seiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel, ein schönes Frauenzimmer, unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: « Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu? » Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts schlimmern, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Absolute gar eine so

schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem General-Consul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina. Teutsch, herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht — denn wir vertrauen fest, auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische Menschheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen — wir wünschen den Griechen Sieg und Heil, und den Türken schmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in seinem in Wien erschienenen

Werke: «des Osmanischen Reichs Staats-verfassung und Staatsverwaltung,» diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren, mit all dem Schmucke den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der lezte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde einzelner, wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Saamenkorn in weit entfernte wüste Länder, und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu seyn. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit, und angeeckelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer General-Consul in der Nähe Ali Pascha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen. Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit, und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen provisorisch schmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotischen Beweise der Schuld

herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Gränze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem Wehe gethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Aeusserung eines seiner Söhne, Muktar's, ergiebt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. «Nur wir Pascha's, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen, und fände ich Jemand der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben.» Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohns schon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ipsilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden, und dem das

Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Brust getragen. Dann lernen wir die Hetäristen kennen, deren Seïden, die heilige Schaar genannt, nur zu sterben, aber nicht zu siegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nüzt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise, und überlasse das übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorsehung dafür preisen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ipsilanti noch der Brüderschaft der Hetäristen seine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müssen wir, das was er verschwiegen, so zu lesen wissen, wie das was er gesagt. In dieser

Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter andern: «Aber jene im Finstern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unablässig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, jeden edlern Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christenthums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen, selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächtchristlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind, und daher mit vollem Rechte in alle diesem den gefährlichsten unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — diese Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.» So ist es, und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihr Hemmketten an, so oft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spa-

nien. Sie sagen: es sey freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens «das Prinzip gerettet.» Man braucht Pouquevilles Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß giebt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern, sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang, und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewisser seyn will, der rezensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über

die verwetterte Judensache, in Form einer Rezension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben, zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaac habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann

hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile sind, und gar nicht an Juden denken, sezt man sich dort an eine Wirthstafel, und ein Reisender aus Frankfurt sizt unter den Gästen, so kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Literatur ein klassisches Werk ge-

liefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeusserung, das Bureau der deutschen Klassiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft, auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Jugendfreunde wie alle Jugendfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen; aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spielend, die Gän-

seblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verprovian-

tirt. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen seyn müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle, meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unsrer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird wie immer, die Zeit siegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten, mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos seyn kann, ohne zugleich sittenlos zu seyn. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weisser Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem

Hause gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein practisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Saamen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln, und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judenthum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfische rauben und heuchlerische Krokodille betrügen. Es ist ihm eine Kloacke voll stinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungs-Amte. Er

sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: «Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es giebt wohl einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtse, allein solche Ruchlosen verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen.» Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt euere Narrenhäuser weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schaafe und Böcke ein, und stellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle die rechts stehen, sind Schaafe, und die links

stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: «Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum.» Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, so sollten die Pferde hintereinander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben seyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte

eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Christen aber den lebendigen Schazmeistern in den Mund gesteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, sol-

chen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß, (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weißt mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen, und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Burgermeister werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt, (ob er zwar den Satz auf seine Art anwendet) «es steht von unserm sogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äusserst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.» Nach einigen tausend Jahren? Herr Dr. Holst hat große

Geduld! Was mich betrift, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-Stadt ein aufrührisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht, und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, fragt er, würde daraus entstanden seyn, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. «Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang, und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.» Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser, und wäre bei Verfertigungen von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen, er

versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine «allgemeine Uebersicht der in den leztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften für's Judenthum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden.» Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er: es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen, und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holst will die Juden todt schlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige der sowohl für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es

eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung «für die Juden,» die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: «Der Streit gegen die Juden, und der Streit gegen den Adel geht aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll.» Und an einer andern Stelle: «Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.» In beiden Sätzen ist weder Sinn noch Ausdruck der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt

man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwizt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jezt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen Dezember vorigen Jahrs mehr geschwizt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten, und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen —

*

eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug, zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen, und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sey, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sey doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an

dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes, in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sey Unsinn, zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen, und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es keiner lesen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äussern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwund-

bar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst; denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: «In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen.» Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch' ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der

Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sey. Da versuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das «Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als ausser dessen Heimath» betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maaße verkauft? Nein,

der Verfasser beweißt nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger seyn können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster seyn soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häusern häuslich zu seyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar= und Avis=Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: « Ew. Edelgeboren geehrtes vom 13. habe empfangen » — « Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten, » und lassen dabei

das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben, versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sey einst ein Jude mit den Worten getreten: «Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,» darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmensch-

liche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag seyn oder nicht seyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Rezensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: «Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum ver-

schmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogene r wissenschaftliche r Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen: wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern statt fand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind.» Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trift, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen ge-

macht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexikon sagt von ihm: «Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äussere beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion.

Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre.» Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen seyn!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: «Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet.» Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: «man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,» und geht dann mehrere Geschäftszweige durch, und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christ-

lichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: « keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je im Stande, Maaßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht, und geprüft seyn, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geschehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.» An einer andern Stelle äussert er: « Da, wo ein christlicher Wucherer statt findet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums erzogen worden..tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Hauptheilnehmer das Geschäft allein betreiben.» Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1. daß es auch christliche Blutsauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschüzt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3. daß Christen die Juden zur Theilnahme

an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4. und aus allem vorigen zusammengenommen, ergiebt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen giebt. Herr Dr. Holst hat dieses alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen, mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die

Anbetung schaft den Götzen. Wirft Euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber seyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu seyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist Eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt, als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig seyn, aber Euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die

Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Christen seyet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches, im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten, und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen, und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz so gebildet und geordnet seyen, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grund-

säße nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: «Judenthum in physischer Hinsicht.» Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung, und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch «das Wasser kaum mit den Fingerspitzen» und dieses nennten sie ganz lächerlich «sich gewaschen haben.» Nach seiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäscherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sey eine jüdische gewesen, und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römische Dictator Sylla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte

mit einem neuen Besen wegkehren, und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unserer Zeit, hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet «Judenthum in historischer Hinsicht» und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel giebt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er Meilen-langweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatur-Sammlung von Judenschriften gehe schon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern seyn!

Der achte Abschnitt betrachtet: (dieses häufige betrachtet, ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweißt nichts, er zeigt nur die Dinge, wie

er sie — eben betrachtet) «Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht, aus einem staatswissenschaftlichen Standpuncte.» Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sey, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jezt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: «Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?» Der Verfasser fährt fort: «Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeusserungen gemacht; so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten dann uns Juden die Pforten der Für-

stenhäuser so ganz geschlossen seyn? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde.» Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden, Fürsten schon sehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den lezten sieben Jahren seinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben, und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es giebt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren!

Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner, die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: «Der Tempel-Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so giebt es für das Judenthum mehr Proselyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben hat.» Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt seyn lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser, wie folgt, bezeichnet. Die Juden suchen sich die Redaction sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staats-

zeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich durch Neu-Christen die Direction der Schauspiele in die Hände zu bekommen, üm nur was Nicht-Judenthum angehört, der Persiflage Preis zu geben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel «hineinzusetzen,» um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei «Jeden ein Schauder ergreifen» müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäussert: «Daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann gesezt werde!... Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hohepriester (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauch-

faß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sey; stelle ich der Betrachtung anderer hin.» Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch, und sieht alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums, hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hohepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrift, so kann der Hohepriester räuchern so lang er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht, und dabei in den gegen Leztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: «Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.» Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sey sie auch so groß als behauptet wird, nicht

aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechtes an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstüzt, wo sie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben?

Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $1/_{8}$ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellenwaaren, einen betrügerischen Gewinnst von 100000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunctive). Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei, und üben sie darum

nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisaßen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut, oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerrichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft, und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommergluth, nicht Sturm,

nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheitzen oder nicht? — man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seyd Ihr Judenhasser. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbst Eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst Euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seyd nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister seyn, um mit Euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches, und bemerkt hierbei: «Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehrern Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes seyn, sich weitläufig gegen die Herrn Lips, und alle diejenigen zu äussern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus

nicht unterscheiden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden.» Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sey, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äussern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jezt was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie, und sucht so gut Ihr's könnt, zu beweisen, daß sie es verdienen, und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen, und dieser kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr

Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lässen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte; denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt seyn, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft, und diese muß als vorhanden angenommen werden, so bald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, so bald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen giebt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sklaven seyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte frei-

lich sind keine Menschenrechte; denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden; denn Ihr seyd die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem Euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute ge-

opfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein «Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet.» Er sagt darin: «Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich seyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie dessen Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen.» Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas

Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals, und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müße jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müße er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten sind nicht so

gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main

spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als v i e r jüdische Aerzte dürfen ihre Kunst ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Ueberzähligen einem weisen Polizei-Gesetze zuwider, lieber o h n e P r ü f u n g u n d r e c h t l i c h e A n e r k e n n u n g Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein thörichtes Gesetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdische Advokaten, die jezt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen, und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und also damals nicht vorher wissen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwicklung derer, die sich vom Schacher losmachen? I c h l a s s e m i c h n i c h t a b w e i s e n, i c h w i l l A n t w o r t d a r a u f h a b e n. Ihr Herren von Frankfurt sagt mir, warum sollen nur v i e r jü-

dische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten seyn dürfen? Seyd so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch sitzen, und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet; denn Ihr seyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal sey

es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: «Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf... nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden.» Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile, nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber

was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euern Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jezt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen seyn. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Brust packen, und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre

länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause, und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß seyn; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Aussenseite, und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen

Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst «ein rühmliches Werk» nennt, heißt: «Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen, und mit Praejudiciis, decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl. Giechischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4.» Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh-Neuenstinische und das

Siechische Reich, sind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei lezteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Kabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: «Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen, und die ganze Christenheit auf das äusserste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr

vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen, und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile.» Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten, und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: «Judenthum in allen dessen

Theilen». das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu übersezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergenädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch seyn, und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen, und man wußte schon alles was im Buche stand; jezt aber muß man das ganze Buch lesen,

um den Titel zu verstehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verstehen: «Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen von Dr. Bührens Arzt in Barmen?» Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: «wie die großen cosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruck sich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist.» Hat Einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur wie groß der Ehrensold heuti-

ger Schriftsteller ist, und daß sie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen, und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Lezterer erzählt weiter was ihm ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand, statt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn sie ja sich boshaft zeigten, sezten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fe-Mützen. Der Verfasser hat Recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei

nicht maliciös seyn. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besizt, als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden, und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. «Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?» — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck, und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damasscener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. «Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?» — Ich sehe in diesem Zweifel von Seiten der Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Sa-

tyre. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sey? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält, und die Schalen nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf eins heraus.

3. «Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?» — Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sey ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig seyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. «Ob bei der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten aufstehen werden?» — Ich glaube,

daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. «Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferstehen werden?» — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. «Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen seyn werden?» — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. «An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?» Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und sagen, daß diejenigen, die ausser Judäa gelebt haben,

sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig, und fragt: «wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?» Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. «In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit verloren habe?» — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz ge-

nau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: «ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich seyn können, daß Juden sich noch jezt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht.» Der Verfasser hätte immer so aufrichtig seyn sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte.

Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißt du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen: «denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beikommen.» Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts anderes als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jezt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu seyn, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezo-

genen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie, mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äussert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen seyn mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben « solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt.» Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ; ich

liebe sie nur, weil sie Menschen sind, und zur Freiheit geboren. Freiheit sey die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist lieben, Ihr aber seyd Sklaven Eures Hasses. Ihr seyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei seyn wollen, heißt frei seyn. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum seyn, um Tausende zu hassen: Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benezt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu seyn braucht, von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens,

der allein ihm Würze giebt, so haßt, was hassenswürdig ist: Die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das Jeden aneckelt — seyd keine Philister!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch Aufgelebte; sie hat sich nur aufgeraft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakspeare und seine Schwester Erfahrung, sprechen:

Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, ist
Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décember 1822. Par A. Thiers. Paris 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre davon zu sprechen; aber darauf was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredtsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn, längere oder kürzere, Gebote, um den Hebräern, nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt

leichter geschaffen, als glücklich gemacht sey. Die irdischen Väter aber, sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den lezten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzosen die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee; die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er der sonst nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen.

Der Verfasser hat eine schöne malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses creanciers; par un homme comme il faut. Paris 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland jeder; nur das Recht sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der lezten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen... Das ist aber auch schon alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Rezensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen, und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein

Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterschied berechtigt sey, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechsel-Briefadel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut, und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können: (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint) Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas das der Heilkunst Noth thut. Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Bonn. Leipzig 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung, beginnt mit den Worten: «Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.» Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauren, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur Diaphragmatische gewesen. Ich,

ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen, wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen seyn, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben, und sagen können: auf Erden sey keine Wahrheit, und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber

lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre gränzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie «moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müssiggänger» schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein «Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung» schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäulende Unsinn, drohend auf dem Fuße

nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser betäubt und athemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert, und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mittheilen will. Der Verfasser versichert: nicht «aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel,» sey sein Werk hervorgegangen, sondern durch eine «entscheidende Verfügung» sey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr schon Gottes Finger, und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung von Fügungen hätte er reden sollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erste Fügung war: eine «freundschaftliche Aufforderung» die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Untersuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Gesicht des Verfassers. Er sagt in Beziehung auf Lezteres: «Die wichtige, durch Unberufene öffentlich so vielfach entstellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er selbst an seinen, viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten, Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte ge-

macht,» habe ihn veranlaßt, über das was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche, auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber, gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich «gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen «die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst» auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Princip aber auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen

sucht, ist das Christenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Christenthums, wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Princip sehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke, giebt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle, in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast, bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke, eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung, ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel von Fleisch die Rede, daß es gute Katholiken, während der Fastenzeit, gar nicht werden lesen dürfen. Wer

sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: «Die Philosophie ist wesentlich nichts anderes, als das streng in einem Zusammenhang fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben aussersichseyenden und — wie es sich am Ziele findet — aussersichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft.»... Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinander gesezt, unternimmt er, von der Arzeneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu sagen: «der bisher versuchten Charakteristik gemäß, können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen.» Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. «Die Entzweiung des Geistes und der Natur, ist der

zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit.... der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele.... Es giebt eine erste, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde giebt.» — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinirte, promovirte, und recipirte Menschen-Arzt jedoch, soll kein Famulus des Todes seyn, sondern dessen Widersacher.... Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind.... Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewon-

nen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut was er will. Damit wir das «Unglück des Bewußtseyns» verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: «Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.» Jezt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand

auf Schulter und Kragen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.

Haben wir den thierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: «Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.» Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: «Wir wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände giebt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern andern sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen, wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann.» Gegen den Comparativ der ansehnlichen Höhen, würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y

a que le premier pas qui coûte; aber eben mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener «kindliche Glaube, welcher «die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.» (Schade, daß Moliere diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner Femmes savantes geworden).

Aber, — möchte wohl mancher Leser fragen — wäre es denn möglich, daß einen Professor, zugleich der Philosophie und der Medizin, daß es Herrn Windischmann, mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen Ernst seyn sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht Ernst damit, und er lacht im Stillen wohl so sehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug seyn; sie dumm zu machen, muß man dumm scheinen. Herr Windischmann hat seine eigene Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Pabst soll der Kranken Aesculap seyn, und in bedenklichen Fällen, soll man statt ärztlicher Consultationen, Conzilien halten; denn nur aus dem Heilschatze der Kirche ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die Sakramente und die

Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus," durch den Exorcismus. Da aber solche Arzeneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte seyn. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht, sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen, und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten. "Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit, die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken, und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par M^me^ Elise Voïart. Paris 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft, sind die Kabinetsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andere Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschazt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit, und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebürlich mehr Sorgfalt auf ihre äussern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl

ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geist und Herzen und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sey, dann wird dieses Bewußtseyn die Anmuth der Entsagung über ihre Natur verbreiten, und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es giebt keine Kunst zu gefallen!... die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Central-Untersuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar keinen damit täuschen als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind,

und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benuzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Machiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren die sie giebt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser, werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze, und gegen den unüberwindlichen mazedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können: aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich, und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmer Weise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf

welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sey sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert, und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesezt. «Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen... Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig, und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.» ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. «Betäubt

von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.» ... Jezt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene, die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen, ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.. So wird die Geschichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttiger's und Herders verschwendet wird.

Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Haut-Kultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: «verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der andern

in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.» Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken, worin

man Nattern lebendig erstickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Offiziere Heldenthaten verrichten, und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die leztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, so bald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit ägyptischen Krokodillen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen, und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie — Menschen — genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versammelte Menge

Vivat ruft, die Häuser illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, sondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen wollen: Gut, gut, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — so unerschrocken sind sie.... In dem Kapitel von den Haaren wird folgendes erzählt: «Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Bischöffe zu geben, und sich Kopf und Bart abscheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgiebigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte ver-

wüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischoff sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinne lächerlich gefunden.» ... Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. «Ehrgeizig und gefallsüchtig wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen, und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis auf's Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters.»

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette, die

Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder, gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erster und zweiter Band. Berlin 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch, und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer in's Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspiessen bewaffnet auf uns zu. Ueberreste ver-

zehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsezt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tode wird wohl verziehen, denn sie wird getheilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsezten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die

Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurtheilung, nicht blos wie, sondern auch, daß sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune, uns reizt und ergözt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemüthsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes, und wechselseitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil sie am Kalendertage des Märtyrer Serapion sich zum Erstenmale vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion, hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Dezius den grau-

samsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapionsbrüder vorgesezt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt, und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen, und ihn nach den Grundsätzen des Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen; sey aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sey, indem er nicht begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgetheilt, die in

Erstaunen sezten wegen der plastischen Ründung und des glühenden Lebens mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapionsbrüder wie folgt, vernehmen: «ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut was er verkündete, und deßhalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth.» «Dessen wollen wir eingedenk seyn, so oft wir bei unseren Zusammenkünften, einer dem andern nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Der Einsiedler Serapion sey unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel

wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder.»

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist, und es nur weniger Worte bedarf um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich seyn — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigiebt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumen-Erde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk

nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zur Konterfey, mit aller Beschränkung worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daseyn aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sey. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber, muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe was er glauben, nicht sehen was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder, unwiderleglicher, als ès ein anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; sie sind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein Anderes. Er giebt

uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fische des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinanderwirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksberg-Reiter, der treibt weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen, der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Mährchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf weg=

schleudern, bis sie zulezt als gräuliche Rumpfe, umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmannschen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur, keinen Ton eines frischen gesunden lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden, und das Geschrei der Eulen, die um Aeser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers widerklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dollmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen «das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äussern Leben» genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten die der Verfasser einem der Serapions-Brüder sagen läßt: «ich tadle, o Cyprian, Deinen närrischen Hang zur Narrheit, Deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas überspanntes darin, das Dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird» hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch Genuß bringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt seyn, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst seyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen die uns der Verfasser giebt sind keine Dichtungen, sie sind ein Anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr phi-

listermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fodert auch ein Buch nichts, so gewährt ihm doch der Leser etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt das ihm gebühre. Den Werth eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopee des Wahnsinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

«Das Feld der Geschichte!» — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen,

als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts. . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das leztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen, und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jezt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag

als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem ersten und dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. «Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war, und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch er war geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.» Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs

auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jezt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen, und in England, wie in Spanien, hat man es übersezt. «Wenn es nicht in Italien eingedrungen — sagen die Verleger — ist es weder Italiens noch unsere Schuld.» Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darnieder liegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inokuliren, und es giebt keinen Arzt, der dieses besser verstünde als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön troz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen giebt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotal-Gerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geschehen läßt, seine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sey. Freilich konnten Bösewichter, welche in Verdacht gekommen, mit stammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen

zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit, und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe, und sprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles und einer müßte Platz machen, und darauf hatten leztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Offizieren, die Bononischen Steinen gleich die Majestät ihres Gebie-

ters eingesogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo Deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland, und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. «Enfin nous voila en Pologne. Ouf! je respire» — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf, erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen, und starb in Asien an der bloßen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Dr. S. Stiebel. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödtlich ist — als an der Systemsucht der Aerzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verstehen sie, das was *sie* für Recht halten. Der Arzt muß aber seyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundsätze haben, und nichts anders zur Regel nehmen, als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie spricht nicht immer); deren

Gebote erst vollstrecken, und dann in Erwägung ziehen — diesen Weg geht der ächte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der « kleinen Beiträge. » Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren sachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet, und unterscheidet sich hierin von vielen andern, die erst finden, und dann suchen. Wer sich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum lesen und beachten empfohlen seyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Erscheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den physischen Folgen einer gewissen sinnlichen

Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medizinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört, in seiner Ansicht vom thierischen Magnetismus, weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen sahen alles, was sie zu sehen wünschen, die andern übersahen alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazevtischen Mittel mochten das

ihrige gethan haben. Ein magnetisirtes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum, und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisirenden Aerzten noch mehrere finden, die so umständlich als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesezteſten Dinge im nämlichen Satze, so bald zwischen zwei Puncten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preißt eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben ein-

gegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sey, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten, und sie unbefangen zu schildern. Diese leztere gute Eigenschaft, sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das «commun intérêt de la justice et de la liberté» zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: Welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache, oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Geg-

ner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die leztern hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat, haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger, als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor, aus solcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution

erworben, vermehrt haben und noch jezt genießen werden noch jezt, wie früher, gestreichelt, und man verzeiht ihnen alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht, und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei lezten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor, Ludwig dem Vierzehnten, wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Valliere, zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompa-

dour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei, weniger als Deutsche, der Gefahr ausgesezt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen, und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äussert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern, im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu seyn; aber der Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter giebt ihrem

Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie giebt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter, und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesezt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich, und die Marats wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr ins Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drappirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele, als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser zeigend, der Schau-

spiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger, war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen, wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war, und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser, die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist, und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend andere, die über die französische Revolution geschrieben, oder in ihr gehandelt haben,

früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: « Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts qui *divisent les* états modernes, la democratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats. » So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jezt nicht blos im, sondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich Jeder

behauptet, er habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution, nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: «le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer, de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même defaut quand il se soulève.»

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot sagt: «Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenstaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien streuen.» Diese Vorschrift ist ungemein artig erdacht, und sehr zierlich ausgedrückt; es ist aber nicht immer leicht sie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfasserin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib ist, und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist, und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Häringsweib mit Beschämung anhören würde; ihr, die eine gute Christin seyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widersacher ihrer Gesinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um

die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Alterthümer unterscheiden sich darin vortheilhaft von den Freunden der artistischen, daß die leztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im Uebrigen sind sie gottlose Menschen, und so arge Heiden. als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifiziren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister, alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht was, sie fra-

gen, wer hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christenthum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum gestürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jezt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserve-Liebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht giebt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht giebt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre, und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist nicht blos lächerlich, wenn sie sich in die Po-

litik mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen; ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses

Mutterherz ist stets das Nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin, im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Axe der Erde, und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Giebt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist als sagte man: der Sonntag sey die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählig in das Thal hinab geglitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir, und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit

dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sey sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung, habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeusserungen, Schriften und Briefen der sogenannten Enzyclopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächsform, und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten so gottlose, ab-

geschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen, und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sey der himmlische Vater ein König Stanislaus, und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft seyn — aber nein; Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine Marquis-Natur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert

der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächs=Spielen der Frau von Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majorats=Stifter, und Napoleon der Majorats=Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat sein Erbe verschwendet, zum Schaden seiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouque hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menschheit. Fouque ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouque hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schrif=

ten wären ohne Werth, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben... Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht, und in Absicht zu verläumden, aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein distillirt hat, führt sie des Gegensatzes wegen, mehrere Standespersonen zusammen, und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: «man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltner

findet, als in den untern Ständen.» Wohl gesprochen! sagen die andern... Eine Herzogin sagt: «Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versezt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dieß ein sehr böses Zeichen.»... «Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Besuche meldet? Madame dü Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen.»... Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: «Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX. hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er

suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen, und den Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen.» («Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes» — sezt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon; so wird er von denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis giebt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich weil eilf Zwölfttheile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sit-

ten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: «adieu mon amie, je t'embrasse.» Sonst sey dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigne habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: quel sera mon bonheur de me jetter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.» Diese nobeln Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seyen höchst rührend. Wir andern, denke ich, finden diese Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen seyn, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

370/12 (14

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Börne, Ludwig,

Gesammelte Schriften

Bd.: 7. Kritiken. - 1829. - VI, 314 S.

Hamburg 1829

P.o.germ. 2028 y-7

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128983-5